

# In der Welt verloren.

Roman von Fedor v. Bobeltz.

(3. Fortsetzung.)

Die Londoner „Times“ brachte etwa drei Wochen später folgenden ausführlichen Bericht über ein furchtbares Ereignis, das sich auf hoher See abgespielt hatte und dem zahlreiche Menschenleben zum Opfer gefallen waren:

„Mar seille, 17. Oktober. Wir meldeten schon telegraphisch, daß der beste und seetüchtigste Paketdampfer der Compagnie generale transatlantique, der „Marshall Rey“, ein Schiff von sechstaufend Tons, Kapitän Charles Voiton, auf seiner Fahrt von Zentralamerika nach der Heimath untergegangen sei, und daß von seiner Besatzung verhältnismäßig nur wenige gerettet worden konnten. Ueber die schreckliche Katastrophe liegen nunmehr nähere Nachrichten durch einen Matrosen vor. Am 6. September ging der „Marshall Rey“ von Saint Thomas aus in See. Bis Jamaica hatten wir das herrlichste Wetter von der Welt, kaum aber lag Kingston hinter uns, so begannen sich die ersten Vorboten eines starken Umschwungs zu melden. Am vierten Tage nach der Abfahrt von Kingston brach der eigentliche Sturm los. Schon am Abend vorher war das Barometer rasch gefallen. Um Mitternacht stand der Wind plötzlich ganz still, gegen Morgen aber drehte er nach Südwest und begann sich von Stunde zu Stunde zu verstärken; Regen und Hagel prasselten in vereinzelten Schauern hernieder, das Schiff schoß immer noch, wenn es auch in tiefem Winkel über Steuerbord lag, gerabeaus weiter. Mit Anbruch der Nacht wurde die Situation gefährlicher. Der Decken erwachte, die Besatzung lag bis über die Luken im Wasser, und die Wellen peitschten unaufhörlich über Deck, alles, was nicht angefestet war, mit sich hin- und herreißen. In ein Kurzhalten war nicht mehr zu denken. Bereits drei Leute von der Steuerbedienung waren in die See gerissen worden. Am Abend des 19. zeigte das Barometer seinen tiefsten Stand und begann dann langsam wieder zu steigen, trotzdem aber nahm der Sturm eher zu, als ab. Gegen ein Uhr des Nachts schlug eine Sturzwelle das Oberdeck flüchtig ein, und im Augenblick stand auch die erste Kajüte unter Wasser. Die meisten Pumpen waren bereits zerbrochen, an den intakt gebliebenen wurde rastlos gearbeitet, aber gegen die immer weiter um sich greifenden Zerstörungen der wüthenben Wellen ließ sich nicht ankämpfen. Die Maschine arbeitete nicht mehr, die Propellerschraube war beschädigt, von allen Segeln war nur eines übrig geblieben. Langsam begann das Schiff inmitten der Strudel zu sinken — man mußte an die letzte Rettung denken. Von den sechs Booten war zwar noch eines seetüchtig, aber es bot nur Platz für sechs Mann. Der Kapitän versammelte uns um sich, dann wurden die Sechzehn, denen das Boot überlassen werden sollte, ausgelost; die übrigen legten die Rettungsgürtel um und ergaben sich in das Unvermeidliche. Die Todesangst war übrigens für beide Theile gleich groß, für die Vierunddreißig im sinkenden Schiff, wie für uns Sechzehn im Boot. Obwohl die Heftigkeit des Sturmes entschieden nachzulassen begann, ging die See immer noch so hoch, daß unsere Ruchschale jeden Moment in die Tiefe gezogen werden konnte. Steuern und rudern war vollkommen überflüssig, wir mußten uns ganz dem Getriebe der Wellen überlassen. Am Morgen hatte der Sturm sich gelegt, doch schon nach einigen Stunden tauchte zu unserem namenlosen Schrecken ein neues dunkles Wetter am Horizonte auf. Wir wären, obwohl der abermalige Läng bei weitem nicht so furchtbar war, als der, dem wir glücklich entronnen, verloren gewesen, hätten wir am Nachmittag nicht den „King Edward“, einen Dampfer der Orientlinie, in Sicht bekommen, der uns aufnahm. Nun waren wir geborgen. Trotzdem der „King Edward“ einen starken Absteher vom Kurs machen mußte, versuchte er doch noch, auch die Insassen des „Rey“ zu retten. Wir kamen aber zu spät; der zweite, wenn auch schwächere Sturm mußte das Sinken des „Rey“ beschleunigt haben; wir sahen nur einzelne Trümmer auf den Wellen treiben, das maßlose Braud wüthte auf dem Grunde des Meeres. Im Hafen von Mabeira nahm uns ein französischer Dampfer auf, der uns in Marseille abließ. — So weit der Bericht des Matrosen. Spätere Meldungen haben bestätigt, daß die vierunddreißig auf dem „Rey“ Zurückgebliebenen, unter ihnen der Kapitän Voiton, den Tod in den Wagen gefunden haben. Von den Kajütenpassagieren des „Rey“ wurden nur drei: Herr Francois Clement aus Lille, Frau du Pinaud aus Marseille

und Herr William Lupo aus Kingston auf Jamaica gerettet.“

Im Anschluß an diesen, auch von ihm wiedergegebenen Bericht über den Untergang des „Marshall Rey“ veröffentlichte ein Frankfurter Blatt unter dem 10. November des gleichen Jahres folgende aufsehenerregende Mittheilung:

„Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch der Thatsache, daß sich unter den sechzehn Geretteten bei dem Unglück, das den französischen Dampfer „Rey“ unlängst betroffen, sich auch ein Herr William Lupo aus Jamaica befand. Sie erinnern sich ferner wohl noch daran, daß unser verstorbener Mitbürger, der Rentier August Viestmann, seine Millionen laut testamentarischer Verfügung dem Anarchisten in der Schweiz vermacht hatte, ein Testament, welches jedoch gerichtlicherseits umgestoßen wurde. Das ganze riesige Vermögen wäre nun wahrscheinlich als erbloses Gut dem Fiskus überwiesen worden, wenn sich nicht noch zur rechten Zeit ein eberechtigter Verwandter Viestmanns in Gestalt eben jenes erwähnten William Lupo aus Jamaica vorgefunden hätte. Lupo, der sich in Kingston, wo er ein blühendes Geschäft betreibt, auf dem „Marshall Rey“ eingeschiffte hatte und der bei der schrecklichen Katastrophe, welche das Schiff anheimgelassen, glücklich mit dem Leben davongekommen ist, befindet sich gegenwärtig in unserer Stadt, um seine Erbschaft zu erheben. Rechtsanwalt Doktor Karl Erdinger ist mit der Führung seiner Angelegenheit beauftragt worden, deren Abschluß übrigens, da Mr. Lupo zur Identifizierung seiner Persönlichkeit mit ausreichenden Legitimationen und Vollmachten versehen ist, keinerlei Hindernisse im Wege stehen.“

## 6. Kapitel.

Im Salon der Madame Buki nichts ichen sich binnen Jahresfrist nichts verändert zu haben. Auch Elia, die auf ihrem Divan ruhte, war dieselbe geblieben. Vielleicht lag eine noch hellere Blässe auf ihren reiner und stolzen Gesichtszügen, und vielleicht hatte der melancholische Zug um den vollen Mund sich ein wenig mehr vertieft — ihre schlante, ebenmäßige Gestalt aber war elastisch wie sonst, und ihre Stimme tönte immer noch so metallisch, wie voller Glockenton.

In aufrechter Haltung, die Rechte gegen einen Sesselrücken gestemmt und in der Linken den hellen Seidenhut tragend, elegant vom Scheitel zur Sohle, stand Basil Laczarowski vor ihr. Auf seiner Stirn lagen tiefe Schatten, und die heftige Art, in der er die Worte hervorbrachte, ließ auf arge innere Verstimmlung schließen.

„Lassen Sie Ihre ironischen Bemerkungen bei Seite, Elia“, sagte er mit finsterner Miene. „Ich will Sie in Ihrem Vergnügen, Reden zu halten, nicht hindern; nur um das eine erlaube ich dringend und höflich: wählen Sie als Ableiter Ihres Grimms jemand anderes als mich, es könnte Sie gereuen!“

„Drohungen — wie gewöhnlich!“ Elia legte den schönen Kopf zurück, und ihre Oberlippe wölbte sich hobn-voll, so daß die schimmernden Zahnrücken sichtbar wurden. Was wünschten Sie eigentlich noch von mir, Basil? Die größte Hälfte meines Vermögens habe ich Ihnen, oder dem Dämon, dem Sie dienen, bereits geopfert; gelüftet Sie auch nach dem Rest? Gut, ich bin einverstanden. Lassen Sie uns einen Paß schließen: ich gebe Ihnen alles, was ich noch besitze, alles, geben Sie mir als Erlas dafür nur eines, meine Freiheit!“

Ein Blick hämischen Triumphes flammte in Laczarowskis Auge auf. Er wandte der Sprechenden halb den Rücken zu, schüttelte wie in ärgerlicher Erregung den Kopf und ließ dabei spielend den dunklen Schnurrbart durch die Finger gleiten.

„Die Ansichten über individuelle Freiheit sind verschieden“, entgegnete er. „Wenn ich mich in besonderer Weise um Sie bekümmere und Sie stets beobachten lasse, so geschieht dies zu Ihrem eigenen Besten, wie auch zum Besten unseres Bundes, dem Sie — ginge es nach Ihnen — in jeder Weise entgegenarbeiten würden. Daß ich als Chef der Sektion dies aber nicht dulden darf, liegt auf der Hand. Die niederträchtige Betrügerei Erichs hat uns schon schwer genug geschädigt.“

Bei Erwähnung des Namens Erich erhob Elia interessirt den Kopf, die Hand geübten Kopf, und ein leichtes Roth fluchte dabei über ihr Gesicht.

„Gnädige Frau werden entschuldigen“, sagte sie schüchtern, „der italienische Herr, der gestern schon hier gewesen, bittet um Erlaubniß, vorzusprechen zu dürfen. Er will sich nicht abweisen lassen, er sagt, Madame hätten ihn herbestellt.“

„Schon gut, Louison“, fiel Elia ein und erhob sich. „Komm her und steh mir das Haar auf, dann magst Du den Grafen einlassen.“

Louison sprang herzu und ordnete rasch und mit geschickten Händen die Frisur ihrer Herrin, ehe sie in das Vorzimmer zurückkehrte, um dem dort Hartenden zu sagen, daß Madame ihn erwarre.

Durch den Salon wehte der Geruch eines scharfen Parfüms, als der Conte Saccone, in einen eleganten vergrauten Promenadenanzug gekleidet, eintrat und, auf Elia zuschreitend, dieser die Hand küßte.

„Nächst tausend Dank dafür, daß Sie mich empfangen haben, meine Gnädigste“, sagte der Stutzer mit süßlichem Lächeln, „und sodann Dank im Namen Ihres Herrn Vaters, meines theuren greisen Freundes, des Marquis! Jede Stunde der Unterredung, die Sie die Güte haben, mir zu bewilligen, bringt den Augenblick des Wiedersehens zwischen Ihnen und ihm näher.“

Saccone stellte seinen Hut auf ein Nebentischchen und ließ sich Elia gegenüber nieder.

„Ich weiß von meinem letzten Besuche her, daß Sie es lieben, ohne Umschweife mit dem Thatsächlichen zu beginnen“, fuhr er dann fort. „Ich werde das auch thun, vorher jedoch muß ich noch einmal wiederholen, was ich gestern schon zur Bedingung machte: absolute Verschwiegenheit gegen jedermann, daß ich es war, der die erste Anregung zu einer Ausöhnung zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Vater gegeben hat.“

„Ich habe Ihnen schon mitgeteilt, daß ich zu den auswärtigen Mitgliedern der hiesigen Sektion gehöre; es ist mir aber aus Gründen persönlicher Art unangenehm, mit den Genossen zusammenzutreffen, und dies ist auch die Ursache, daß ich mich im Fremdenbuche des Hotels unter einem falschen Namen eingetragen, und daß ich, um mich unentdeckt zu machen, eine leise Regung von Gütlichkeit unterdrückend, meinen stacheligen Badenbart fallen gelassen habe.“

Elia verzog die mißmuthige Stimmung, die sie bei der abnormen Schwabholzigkeit ihres Gegenübers überkam, hinter einem lebenswürdigen Lächeln.

„Ich bin selbstverständlich mit allem einverstanden, was Sie verlangen“, erwiderte sie. „Doch nun befriedigen Sie meine Ungebuld, Graf: haben Sie weitere Nachrichten aus Neapel erhalten?“

„Gnädige Frau werden entschuldigen“, sagte sie schüchtern, „der italienische Herr, der gestern schon hier gewesen, bittet um Erlaubniß, vorzusprechen zu dürfen. Er will sich nicht abweisen lassen, er sagt, Madame hätten ihn herbestellt.“

„Schon gut, Louison“, fiel Elia ein und erhob sich. „Komm her und steh mir das Haar auf, dann magst Du den Grafen einlassen.“

Louison sprang herzu und ordnete rasch und mit geschickten Händen die Frisur ihrer Herrin, ehe sie in das Vorzimmer zurückkehrte, um dem dort Hartenden zu sagen, daß Madame ihn erwarre.

Durch den Salon wehte der Geruch eines scharfen Parfüms, als der Conte Saccone, in einen eleganten vergrauten Promenadenanzug gekleidet, eintrat und, auf Elia zuschreitend, dieser die Hand küßte.

„Nächst tausend Dank dafür, daß Sie mich empfangen haben, meine Gnädigste“, sagte der Stutzer mit süßlichem Lächeln, „und sodann Dank im Namen Ihres Herrn Vaters, meines theuren greisen Freundes, des Marquis! Jede Stunde der Unterredung, die Sie die Güte haben, mir zu bewilligen, bringt den Augenblick des Wiedersehens zwischen Ihnen und ihm näher.“

Saccone stellte seinen Hut auf ein Nebentischchen und ließ sich Elia gegenüber nieder.

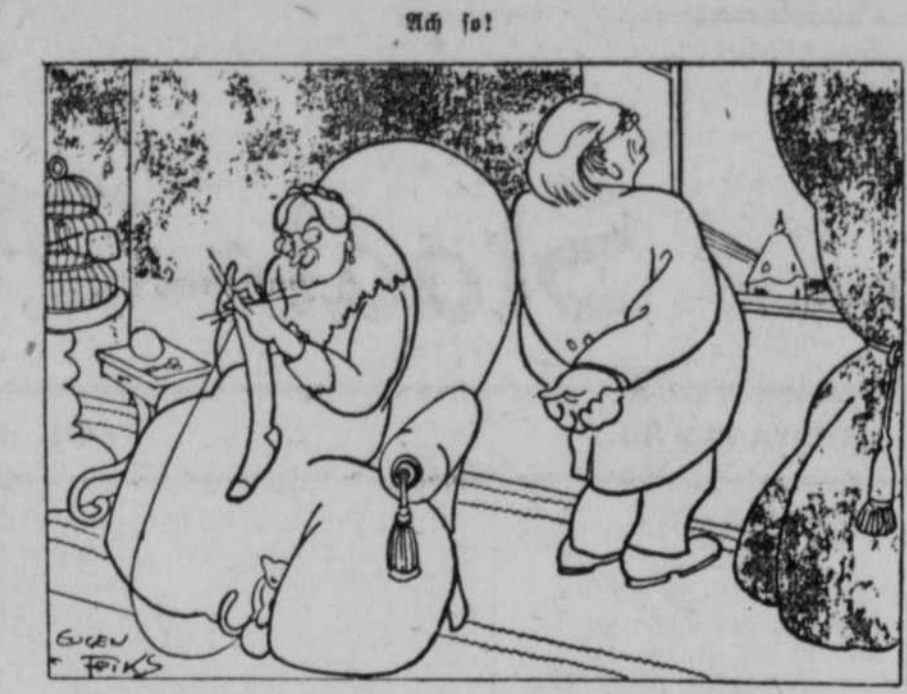
„Ich weiß von meinem letzten Besuche her, daß Sie es lieben, ohne Umschweife mit dem Thatsächlichen zu beginnen“, fuhr er dann fort. „Ich werde das auch thun, vorher jedoch muß ich noch einmal wiederholen, was ich gestern schon zur Bedingung machte: absolute Verschwiegenheit gegen jedermann, daß ich es war, der die erste Anregung zu einer Ausöhnung zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Vater gegeben hat.“

„Ich habe Ihnen schon mitgeteilt, daß ich zu den auswärtigen Mitgliedern der hiesigen Sektion gehöre; es ist mir aber aus Gründen persönlicher Art unangenehm, mit den Genossen zusammenzutreffen, und dies ist auch die Ursache, daß ich mich im Fremdenbuche des Hotels unter einem falschen Namen eingetragen, und daß ich, um mich unentdeckt zu machen, eine leise Regung von Gütlichkeit unterdrückend, meinen stacheligen Badenbart fallen gelassen habe.“

Elia verzog die mißmuthige Stimmung, die sie bei der abnormen Schwabholzigkeit ihres Gegenübers überkam, hinter einem lebenswürdigen Lächeln.

„Ich bin selbstverständlich mit allem einverstanden, was Sie verlangen“, erwiderte sie. „Doch nun befriedigen Sie meine Ungebuld, Graf: haben Sie weitere Nachrichten aus Neapel erhalten?“

„Gnädige Frau werden entschuldigen“, sagte sie schüchtern, „der italienische Herr, der gestern schon hier gewesen, bittet um Erlaubniß, vorzusprechen zu dürfen. Er will sich nicht abweisen lassen, er sagt, Madame hätten ihn herbestellt.“



Professor: „Der Himmel ist gar nicht mehr so trübe wie vorhin.“  
Gattin: „Ja — weil ich deine Brille gepugt habe.“

für mich ist. Kennen Sie zufällig den Familiennamen, ich meine den wirklichen Familiennamen jenes Bundesmitgliedes, den die hiesige Sektion in Angelegenheit der Viestmannschen Millionenerbschaft nach Jamaica geschickt hat?“

Elia erhob sich mit erstem Gesichtsausdruck.

„Was wissen Sie von dieser Sache?“ gab sie hastig zurück.

„Welch seltsame Frage, meine Gnädigste! Bin ich nicht gleichfalls Mitglied des Bundes, und steht mir als solches nicht jederzeit die Einsicht in die Protokolle der Verhandlungen frei?“

„Das wohl, aber über die fragliche Angelegenheit ist meines Wissens nur im Kreise des Sektionsvorstandes berathen worden, und die Referate über diese Sitzungen werden streng geheim gehalten.“

Elia mochte dies unwillkürlich in einem etwas verstärkten Tone gesagt haben, der dem Grafen Saccone nicht recht gefiel. Er trommelte mit den Fingern auf seinem glänzenden Hute und entgegnete mit verwegenerm Lächeln: „Wenn Sie so scharf inquiriren, will ich nicht weiter fragen. Der einzige Dank, den ich für meine Vermittlung bezüglich der Ausöhnung mit dem Marquis Beniventi beanpruche, lag eben in der Beantwortung meiner Frage. Ich kann jedoch auch auf diesen Dank verzichten.“

Mit leichter Verneigung und getränkter Miene schritt Saccone der Thüre zu, doch Elia rief ihn zurück.

„Echellen Sie nicht, Graf“, sagte sie mit bezaubernder Lebenswürdigkeit und streckte Saccone die Rechte entgegen. „Dies aufregende Dasein hat mich unendlich nervös gemacht, ich bin nicht mehr Herrin meiner Gedanken. Was geht's mich an, wer Sie in die Geheimnisse unserer Verhandlungen, dieser sich ewig gleichbleibenden Komödien, denen ich nur erzwungen beizuhören, eingeweiht hat! Der Vorstand der Sektion — in diesem Falle also Laczarowski — allein ist über die Personenverhältnisse der Mitglieder genau unterrichtet, und von ihm hoffe ich in Ihrem Interesse auch den wirklichen Namen der von Ihnen erwähnten Persönlichkeiten zu erfahren. Hier nannte er sich Erich Marton, später Erich Garber. Liegt Ihnen daran, seinen jetzigen Aufenthaltsort auszuforschen?“

„Viel, sehr viel, Madame! Kennen Sie ihn?“

Saison vermietet, und zu diesen letzteren gehörte in dem Jahre, in welchem unsere Erzählung spielt, ein entzückendes kleines Schloßchen, das allgemein unter der Bezeichnung „Castello piccolo“ bekannt war.

Der gegenwärtige Bewohner des Kastells war ein Deutscher, ein Herr von Nibura. In Neapel ist es nicht Vorchrift, sich bei der Polizei anmelden und dort seine Personalien anzugeben — man mußte über Herrn von Nibura demgemäß nicht mehr, als daß er aus Norddeutschland und sehr reich sei, eine junge, hübsche Frau mit einem reizenden Kinde bei sich habe, und daß er Herbst, Winter und Frühling seiner angegriffenen Gesundheit wegen am Golf verleben wollte.

Die beiden Eheleute waren Persönlichkeiten, die schon auffallen konnten. In Niburas ganzer Erscheinung lag eine ausgeprägte Bornehmtheit: er war groß und schlank, fast schmächtig in den Schultern, doch aber proportionirt gewachsen. Der Kopf zeigte unheimlich feine und weiche Gesichtszüge, in denen sich aber beständig ein müder und halb blasierter Ausdruck ausprägte. Müde und krankhaft schlief waren auch die Bewegungen des vielsicht dreißigjährigen Mannes, der sich beim Gehen stets auf einen biden Bambusstock mit vergoldeter Krüde stützte, als fürchte er, ohne denselben nicht zum Ziele zu kommen.

Wenn man sagte, Wanda von Nibura sei eine schöne Frau, so war das nicht ganz richtig. Schon nach äußerlichen Maaßen war diese Frau keineswegs, aber überaus pikant. Sie war eher klein als groß und besaß eine wunderbare Figur, die sie in ihren schimmernden Toiletten allerdings auch zur vortheilhaftesten Geltung zu bringen wußte. Ihr größter Stolz aber war ihr Haar — Haar von goldig rother Farbe, das ihr, wenn sie es in der Verschwiegenheit ihres Boudoirs löste, in Sturzwellen bis fast zu den Hüften herabrieselte. Dies goldene Haar der schönen Deutschen wurde bald zu einer sprichwörtlichen Berühmtheit in Neapel.

„Römiain Goldhaar“ wurde Wanda von Nibura getauft, ehe man noch ihren Namen in Erfahrung gebracht hatte.

Im Südwesten wurde das von den Niburas bewohnte Schloßchen von einem runden Turme flankirt. Hier lag Wandas Boudoir, ein großes rundes Zimmer, das mit phantastischer Pracht decorirt war. Lichtlaure Atlas bedeckte die Wände, und zwischen jedem Fenster hängte ein hoher Spiegel empor, der die schöne Gestalt der Besornerin dieses kleinen Feentempels zurückwarf.

Frau von Nibura, die ihre Sitsa infolge des stetigen Theaterbesuchs, von dem man erst nach Mitternacht zurückkehrte, ziemlich lange ausgebeutet hatte, streckte sich müde auf die Chaiselongue, ließ den Roman, in dem sie geblättert, auf den Fußboden fallen und berührte dann mit den Fingerspitzen die silberne Glode, die auf dem Tischchen neben ihr stand.

„Schließen Sie das Fenster“, sagte sie zu der eintretenden Jose. „Aß der Herr noch im Schloß?“

„Ich glaube ja, gnädige Frau.“

## 7. Kapitel.

Unterhalb der breiten Landstraße, die sich von der Chiaja Neapels in mächtigem Bogen am Abhange des Monte Posillipo nach dem Kap Caroglio mit seiner wunderbaren Aussicht über das blaue Meer hinzieht, erstreckt sich eine Kette reizend gelegener kleiner Schloßer und Villen, die sich dem schaumspülten Gesabe der herrlichen Bucht wie einzelne Perlen eines Diadems um den Hals der schönsten Frau anhängen.

Die meisten dieser Villen befinden sich in festen Händen; reiche Ausländer haben sich hier niedergelassen, um inmitten einer gottbegnadeten Natur in beschaulicher Ruhe ihr Leben zu genießen. Nur wenige von denen Landhäusern werden während der

(Fortsetzung folgt.)

Ein Richter in Trenton verurtheilte einen Mann, der seine Frau geschlagen hatte, zu Gefängnisstrafe, bestimmte aber später, daß der Uebelthäter mit seiner Gattin zu der Schwiegermutter ziehen solle. War das Gnade oder verschärfte Strafe?

In südamerikanischen Ländern sind drei Milliarden Dollars englisches Kapital angelegt. Dergleichen schafft Sympathien.

Der Philistiner scheut vor jedem Wege, der keinen Namen hat.

Auch auf der Bühne des Lebens sind es die geschicktesten Komödianten, die am lautesten belächelt werden.

Weine dich aus im Schmerz; dann greif entschlossen zur Arbeit; Was die Träne nicht löst, löset erquidend der Schweiß.